

TONKARI – Der lange Marsch

Kapitel 1 – Der Frühling erwacht

Eine monatelange Reise in den hohen Norden birgt vielfältige Gefahren, dessen waren wir uns alle bewusst. Doch was uns wirklich erwartete, ahnte zu Beginn dieses Tages noch niemand. Hätten wir es gewusst, hätte niemand von uns diese Reise angetreten.

Aus: Der lange Marsch von Horkai Maru

I

Die Schreibstube in Meister Ruals Haus war unaufgeräumt. Auf dem Arbeitstisch lagen ein Stapel Bücher und verschiedene Schreibutensilien. Das Fenster stand offen und ein kalter Wind blies hinein. Auf dem Boden suchte eine Spinne ihren Weg zwischen zerknüllten Seiten und Brotkrumen. Zwei Besen standen am Regal und warteten auf ihren Gebrauch. Ein Staubwedel ruhte auf dem Bücherstapel.

Die Sonne schien auf Horkais Rücken und wärmte angenehm. Nach einem langen und harten Winter wurde es langsam wieder milder. Er saß auf Meister Ruals Arbeitsstuhl und hielt einen Würfelbecher aus dickem Leder in der Hand. Ihm gegenüber saß Suru, der Lehrling. Sie sahen sich gespannt an und grinsten. Suru sah immer wieder zum Becher. Dann stülpte Horkai ihn auf den Tisch und offenbarte drei Würfel. Sie zeigten zehn Augen. Suru nickte respektvoll und nahm ihn seinerseits. »Also gut. Du lässt mir keine Wahl. Ich muss dich zermalmen wie eine Fliege.«

Er hob den ledernen Zylinder, senkte ihn und die Würfel zeigten eine Sieben. Horkai lachte auf und schlug belustigt auf den Tisch. »Das nennst du zermalmen? Dein Vorsprung schrumpft seit drei Runden stetig.«

Horkai antwortete mit einer Sechzehn. »Das Glück ist mir wieder hold, Bursche. Du brauchst eine Zwölf, um doch noch zu gewinnen. Dein letzter Wurf!«

Suru schürzte die Lippen und schüttelte nachdenklich den Becher. Dann schlug er ihn beherzt auf den Tisch und hob ihn sofort. Horkai rechnete und riss triumphierend die Arme

hoch. »Elf sind nicht genug!«

Der Knabe versenkte das Gesicht in seiner Ellenbeuge. »Nicht schlecht für einen Gehilfen.«

Horkai hob mahrend den Zeigefinger. »Hilfsgelehrter, wenn ich bitten darf.«

Er stand auf und ging um den Tisch herum, strich sein beigefarbenes Leinenhemd glatt und das gewellte braune Haar hinter die Ohren. Fordernd sah er den Lehrling an. »Wir sollten anfangen sauberzumachen, bevor der Meister zurückkehrt. Wer weiß, wie lange eine Audienz beim König dauern mag.«

Plötzlich fesselte ein vertrautes Geräusch Horkais Aufmerksamkeit. Sogleich blickte er über seine Schulter. Durch die offene Zimmertür, die Wohnstube und zum Fenster auf der anderen Seite des Hauses hinaus. Dort sah er Rual sein Pferd anbinden. »Er ist da! Rasch!«

Horkai packte den Besen und fegte an Ort und Stelle. Suru nahm den Staubwedel und machte sich hektisch am Bücherregal zu schaffen. Meister Rual trat ein und ging geradewegs in seine Arbeitsstube. Er packte Horkai bei den Schultern und grinste. »Es ist vollbracht! Der König unterstützt unsere Reise!«

Horkais Miene versteinerte. Zwar hatte er diesen Tag kommen sehen, doch nun war er unsicher, was er mit sich brachte. Natürlich freute er sich auf die Erkundungsfahrt. Doch konnte er seine Familie wirklich monatelang allein lassen?

»Großartig, Meister«, antwortete er tonlos.

Rual setzte sich an seinen Schreibtisch, nahm Pergament und Feder zur Hand und schrieb. »Suru und ich besorgen morgen die noch fehlende Ausrüstung und Vorräte. Du gehst zum Löhnermarkt und heuerst Arbeiter an. Sechs Mann sollten genügen. Wenn wir alles bekommen, können wir schon übermorgen aufbrechen.«

Die Anweisung Meister Ruals riss Horkai aus seinen Gedanken. »Sechs Mann? Meister, das ist zu viel. Wir müssen die Männer nicht nur bezahlen und satt kriegen, sondern ihnen auch monatelang zu tun geben. Wenn wir erst in der Hochebene sind und das Lager steht, wird unsere Arbeit nur noch aus Beobachten bestehen. Und die Männer werden auf Kosten der Krone einen milden Sommer im Norden genießen.«

»Es wird genug Arbeit geben. Die Männer können die Fallen bauen, die Pferde versorgen, Feuer machen, Wasser holen, Essen kochen, Wäsche waschen und viel mehr dergleichen.«

»Weniger Männer bedeutet, weniger Essen wird benötigt und muss zubereitet werden.

Weniger Wäsche muss gewaschen werden. Weniger Pferde müssen versorgt werden. Und weniger Arbeit bedeutet geringere Kosten. Wir sollten sparsam mit dem Geld umgehen. Wie Kaufleute, nicht wie jene, die von den Göttern reich beschenkt wurden und es mit vollen Händen fortgeben.«

Rual dachte nach. »Na ja, vielleicht sind sechs Mann wirklich übertrieben. Du hast natürlich recht, wir sollten das Geld des Königs nicht verschwenden, nur weil wir es haben. Wer weiß, wofür wir es unterwegs brauchen werden. Dann heuere nur vier an.«

»Wenn denn so viele Tagelöhner bereit sind, eine derart lange Reise anzutreten.«

»Für fünf Kupferlinge die Woche werden sie es sein!«

Horkai wandte sich ab, um weiter zu fegen, und dachte wieder an seine Familie. Seine Frau würde seine starke Schulter vermissen, seine Tochter seine Umarmungen. Und sein Bruder seine Arbeitskraft auf dem Hof. Eigentlich war alles besprochen und die Familie wusste, wie sie die Monate ohne Horkai überstehen wollte. Doch jetzt, da der Tag gekommen war, fühlte er sich schlecht. Seine Tochter war klein, seine Schwägerin in guter Hoffnung und der Hof machte so viel Arbeit. Wieso musste er gerade jetzt seinen Traum von einer Erkundungsfahrt in die entlegenen Gebiete des Nordens verwirklichen? Natürlich wollte seine Familie ihm nicht im Wege stehen. Doch er verlangte viel von ihnen. Und sein Gewissen erinnerte ihn daran.

An die Gefahren einer solchen Reise versuchte Horkai nicht zu denken. Und wenn er nicht gerade über seine Familie nachgrübelte, war er im Geiste bereits unterwegs. Die Welt dort oben im Norden musste eine andere sein. Vieles wusste er nur von seinem verstorbenen gordischen Schwiegervater und aus Meister Ruals Büchern. Er hatte noch nie einen Schneewolf gesehen oder einen Nadelbaum. Auch vieles anderes gab es in den Mittellanden nicht. In Gedanken flog er wie ein Adler über die dichten Wälder Scaris, bis aus Laub Nadeln wurden. Dort wandelten sich Wälder in Grasland und aus Grasland wurde eine endlose Eiswüste. Angeblich gab es Zeiten im Jahr, da die Sonne wochenlang nicht aufging, und auch welche, in denen sie nicht unterging. Wie konnte das möglich sein? Drehte sich die Sonne nicht gleichmäßig um die ganze Welt? Die Bücher gaben dazu kaum etwas her. Die Lehre von den Gestirnen war zwar eine sehr alte, doch auch eine sehr schwierige. Was war das nur für eine unglaubliche Welt, die ihn erwartete. Im hohen Norden. Und für die Sarasier, Taurianer und Gorden war das alles alltäglich.

II

Der Hof der Familie Maru lag am nordwestlichen Rand Ancodas, umringt von Feldern und Ställen. Während Horkai die Satteltaschen seines Pferdes belud, kam die Familie hinaus, um ihn zu verabschieden. Vorgestern hatte er ihnen davon berichtet, dass er bereits in zwei Tagen aufbrechen würde. Sie hatten zwar gesagt, dass sie sich für ihn freuten, doch ihre Gesichter hatten etwas anderes ausgedrückt: Sorge. Sie waren erschrocken, da es nun tatsächlich soweit war. Vielleicht hatten sie darauf gehofft, dass es doch nicht zu dieser Reise kam. Nicht nur, dass er sie mit allem alleine ließ, er begab sich auch auf eine sehr gefährliche Reise. Selbst in Begleitung von königlichen Soldaten war ein monatelanger Ritt durch die Wildnis Scaris gefährlich. Es gab riesige Raubtiere, kopfstärke Räuberbanden, unwegsame Gegenden, unberechenbare Stürme. So vieles mochte fehlgehen.

Horkai würde lügen, wenn er behauptete, keine Angst zu haben. All diese Gefahren konnten ihn das Leben kosten und er hielt sich nicht für einen tapferen Mann. Jeden Tag hatte er Angst um seine Tochter, denn nur allzu viele Kinder starben an Krankheiten und Hunger. Die damit verbundene Verantwortung hatte ihn früher daran zweifeln lassen, ob er eine Familie gründen wollte. Doch schließlich hatte er den Mut aufgebracht und es keinen Tag bereut.

Horkai umarmte seine Schwägerin und gab ihr einen Kuss auf die Wange. Dann reichte er seinem Bruder die Hand. Er war eine halbe Kopflänge größer als Horkai und hatte das gleiche braungewellte Haar.

»Was soll ich sagen, das ich nicht schon zehnmals gesagt hätte, kleiner Bruder? Kehre nur in einem Stück zurück«, sagte er.

»Das werde ich. Und du gibst acht auf unsere Familie«, entgegnete Horkai und zog ihn fest an sich.

Nun stand er vor seiner Frau Samandia. Ihre Mundwinkel zogen sich nach unten. Sie war kaum in der Lage zu sprechen. Sie fiel ihm um den Hals und ließ ihren Tränen freien Lauf. »Versprich mir, dass du wohlbehalten zurückkehrst.«

»Ich habe nicht vor, dort zu bleiben. Ich muss es nur sehen. Sei für unsere Tochter da. Sie wird dich brauchen.«

Samandia vergrub das Gesicht in den Händen und versteckte sich hinter ihrem blonden Haar. Horkai schmerzte es wie ein Messerstich, sie so zu sehen. Sie so zurückzulassen.

Wieder fragte er sich, ob es das wert war. Er war selbstsüchtig und zum ersten Mal wünschte er sich, die Reise schon hinter sich zu haben.

Er ging in die Knie und nahm seine Tochter auf den Arm. Shirin war vier und verstand nicht, warum ihr Vater gehen musste. Doch sie freute sich darauf, von seinen Abenteuern zu hören.

»Versprich mir, dass du gehorchst und auf deine Mutter acht gibst.«

»Versprochen«, antwortete sie.

Horkai gab ihr einen Kuss, drückte sie fest an sich und ließ sie runter. Er musste sich losreißen, bevor er selbst anfang zu weinen. Schnell wandte er sich ab und stieg auf den Rappen. Plötzlich wollte er nicht mehr fort. Die Reise verblasste und er wäre am liebsten wieder abgesehen. Doch Meister Rual zählte auf ihn. Und trotz allem wollte er unbedingt den Norden sehen. Nie hatte er sich etwas so gewünscht, wie dieses Abenteuer zu bestehen.

Das Pferd setzte sich in Bewegung. Horkai ließ einige Schritt vergehen, ehe er zurückblicke und die Hand hob. Die Familie tat es ihm gleich. Und kurz darauf waren sie hinter ihm verschwunden.

III

Die Straße führte sie nordwärts durch das Umland Ancodas; vorbei an Feldern, Gehöften und vereinzelt Baumgruppen. Die meiste Zeit bestimmten flache grasbewachsene Hügel die Landschaft, die gespickt waren mit unzähligen farbenfrohen Blumen. Ein sanfter Wind streichelte das Gras, Bienen und Schmetterlinge schenken dem Land einen frühlingshaften Anblick. An diesem Bild änderte sich stundenlang nichts. Über viele Tage würde sich daran wohl nichts ändern. Obwohl der Frühling gerade erst erwacht war, schien die Sonne kräftig und wurde nach längerer Zeit ohne Schatten lästig.

Antos, der kahlköpfige Hüne, trug eine Lederkappe und ritt hinter einem der Wagen. Zu seiner Rechten ritt Horkai und daneben Suru. Meister Rual lenkte den Wagen vor ihnen. Neben ihm saß Mariam, die sich bislang niemandem ohne ihre Mütze gezeigt hatte. Als einzige Frau war sie das Ziel vieler Blicke. Die königlichen Soldaten tuschelten und fragten sich, welche Farbe ihr Haar wohl hatte und ob sie überhaupt welches besaß.

Ein unscheinbarer junger Kerl namens Remo lenkte das zweite Gefährt. Neben ihm saß der hagere Pias, dessen Augäpfel stets in zwei verschiedenen Richtungen sahen. Den Schluss

des Zuges bildeten die Soldaten.

Suru knabberte Erdnüsse und warf die Schalen im hohen Bogen über Horkai, sodass sie Antos trafen. Dieser schaute immer wieder nach oben, als prüfe er, ob es regnete. Pias und Remo kicherten. Irgendwann bemerkte der Dicke das verstohlene Lachen seiner Mitreisenden, und auch, wie sich Suru hinter Horkai versteckte. Antos knurrte und reckte Suru seinen Zeigefinger entgegen. »Du ungezogener Bengel! Haben dir deine Eltern keinen Respekt beigebracht? Wenn du so weitermachst, lernst du meinen Gürtel kennen.« Er richtete seinen Blick hinter sich auf Remo und Pias. »Und ihr zwei beide auch!«

»Aber, aber«, besänftigte ihn Horkai mit erhobener Hand, »wer wird denn da gleich aus der Haut fahren? Wir haben eine monatelange Reise vor uns. Wir müssen nicht nur miteinander auskommen, es wäre auch von Vorteil, wenn wir uns dabei von Zeit zu Zeit amüsieren würden. Mit einer gepflegten Unterhaltung oder einem Jokus zum Beispiel. Meister Rual hat immer eine spannende Geschichte auf Lager. Mal mehr, mal weniger wahr. Und wir haben eine ganze Kiste voller Kartenspiele, Brettspiele und Würfel dabei.«

Antos beruhigte sich und schaute wieder nach vorn. Für einen Moment sagte niemand etwas, bis Suru das Wort ergriff. »Meine Eltern konnten es kaum erwarten, mich loszuwerden. Sie sagen, ich soll endlich ein Mann werden und etwas lernen. Irgendwas. Trotzdem hat meine Mutter geweint.«

»Und wie kamst du zu Rual?«, fragte Remo.

»Er ist mein Onkel. Eigentlich sollte ich Tischler werden, wie mein Vater, und eines Tages seine Werkstatt übernehmen. Aber das muss nun mein Bruder machen. Ich war zu ungeschickt. Hab mir dreimal fast den Finger abgehobelt. Nun mache ich die Lehre bei meinem Onkel. Die Schreibearbeit liegt mir mehr. Wer kann denn schon schreiben? Das ist eine besondere Fähigkeit!«

»Zweifellos. Wer von euch kann lesen und schreiben?«, fragte Remo laut, sodass der ganze Zug es hörte.

Neben den drei Gelehrten hob er selbst die Hand. Horkai blickte nach hinten zu den Soldaten. Entweder ignorierten sie Remos Frage oder niemand konnte es.

Es kehrte Ruhe ein und Horkai nutzte die Gelegenheit, um mit seinem Reisetagebuch anzufangen. Er nahm ein kleines Büchlein und einen Bleistift aus der Innentasche seiner Weste. Während er schrieb, bemerkte er, dass Antos ihn beäugte.

»Kann auch ich zu schreiben lernen?«, fragte dieser.

Horkai grinste. »Jeder kann das. Wenn die Zeit es zulässt, bringe ich es dir bei.«

Der Hüne strahlte und nickte respektvoll.

»Ich will es auch lernen!«, rief Pias von hinten.

»Natürlich«, sagte Horkai.

Noch nie zuvor war Horkai so weit von Zuhause weg gewesen. Und noch nie so lange. Was würde diese Reise aus ihm machen? Vielleicht kehrte er als ein anderer Mensch zurück, den seine Erfahrungen und Erlebnisse verändert hatten.

Horkai fiel tief in seine Gedanken. Das schlechte Gewissen plagte ihn noch immer, obwohl es das nicht sollte. Er lebte seinen Traum und seine Familie liebte ihn so sehr, dass sie es ihm ermöglichte. Und es waren ohnehin nur einige Monate. Doch was würde aus ihnen werden, wenn ihm etwas zustieße? Aus seiner Tochter? Obwohl sie noch im Umland der Heimat waren, nur einige Wegstunden entfernt, vermisste er sie alle unsagbar. Und der Gedanke an die lange Zeit, die erst noch vor ihm lag, machte es nur noch schmerzhafter.

IV

Mit einem leeren Weidenkorb in der Hand verließ Samandia die Stube. Es nieselte und ein böiger Wind zwang sie dazu, ihr Kopftuch festzuhalten. Ihr Blick schweifte über das Land, über die Furchen des Ackers und die angrenzenden Felder benachbarter Bauern. Den Horizont säumten flache leuchtend grüne Hügel.

In der Ferne sah sie Ilian, der auf dem Feld arbeitete. Das Wetter schien ihm nichts auszumachen. Hoffentlich holte er sich nicht das Fieber. Liara würde es nicht ertragen, ihn auch noch zu verlieren. Der Tag, an dem ihre Tochter gestorben war, jährte sich bald. Sie war nur drei Jahre alt geworden. Vermutlich hatte sie sich beim Spielen in der Kälte das Wildnisfieber zugezogen. Ohne Samandia und Horkai wären die beiden daran zerbrochen. Oft genug hatte sich gezeigt, wie unzertrennlich und innig die Familienbande waren. Auch die übrige Verwandtschaft lebte in Ancoda oder dessen Umland, sodass es häufig Besuche und Familienfeste gab. Und inzwischen war Liara wieder in guter Hoffnung. Doch bis zu ihrer Niederkunft würde es Sommer werden.

Samandia lief, denn der Regen hatte an Stärke gewonnen. Der Boden hatte sich längst in Matsch verwandelt. Sie betrat die Scheune und belud den Korb mit Holzscheiten, die an der Rückseite des windschiefen Schobers gestapelt standen. Als sie wieder hinaus kam, sah sie,

dass Ilian den Rückweg angetreten hatte. Der Regen schlug ihm ein Schnippchen. Die Arbeit musste warten.

Als sie das Haus betrat, stellte sie den Korb ab, hing das Kopftuch an einen Haken und schloss die Tür hinter sich. Erst jetzt sah sie Liara. Sie lag auf dem Boden zwischen Kamin und Schneideblock. Um sie herum war geschnittenes Gemüse verstreut. Das Messer lag noch lose in ihrer Hand. Sofort ging Samandia auf die Knie und sprach sie an. Ihr Herz raste plötzlich und sie wusste nicht, was sie tun sollte. Ihre Schwägerin lag da, als sei sie tot. »Liara! Was ist mit dir?« Kurzerhand rief sie in Richtung der Treppe nach oben. »Shirin, hole rasch deinen Onkel!«

Liaras Stirn war heiß. Samandia rüttelte an ihren Schultern und gab ihr leichte Ohrfeigen, doch nichts half. Sie legte die Hand auf ihren Bauch, spürte das Kind aber nicht. Ilian kam herein und ging auf die Knie. Hände und Stimme zitterten vor Angst.

»Was ist mit ihr?«

»Ich weiß es nicht, sie lag so da, als ich hineinkam. Es ging ihr schon den ganzen Morgen schlecht.«

Endlich kam Liara zu sich. Ihr Blick kreiste wirr durch den Raum und sie gab unverständliche Worte von sich. Ilian trug sie hinauf in den ersten Stock und legte sie in ihr Nachtlager.

»Was ist denn nur passiert?«, fragte er.

Liara stand Schweiß auf der Stirn. Sie verzog das Gesicht und hielt sich den prallen Bauch. »Ich weiß es nicht. Mir war schwindlig. Irgendwas stimmt nicht mit dem Kind. Ich spüre es nicht mehr.«

Liara ächzte vor Schmerz und Ilian wandte sich an seine Schwägerin. »Ich reite in die Stadt und hole den Heiler. Kümmere dich um sie«, sagte er.

Ehe die Frauen etwas erwidern konnten, war er die Treppe hinunter gestürzt. Einen Augenblick später war bereits der Galopp des Pferdes zu hören. Samandia holte nasse Leinen und legte sie ihrer Schwägerin um Stirn und Waden. Sie wich ihr nicht von der Seite. Auch wenn Ilian den Heiler sofort fand, würden sie eine Stunde brauchen, um zurückzukehren.

Der Heiler trug eine glänzende Seuchenmaske aus dunklem Holz, die einen süßlichen Geruch verströmte. Er tastete Liaras Körper ab, besonders den Bauch und die Stirn. Dabei

nickte er immer wieder und murmelte zu sich selbst. Gewandet war er in einfache Arbeitskleider und einen pechschwarzen Umhang. Schließlich stand er auf und richtete das Wort an Samandia und Ilian. »Kein Zweifel, es ist das Fieber. Ich konnte die Leibesfrucht spüren, aber sie ist schwach. Natürlich ist das Kind von den schlechten Säften der Mutter krank geworden. Sie sollte Kräutertee, Hühnersuppe und reichlich Wein oder Bier zu sich nehmen. In ein paar Tagen wird es ihr besser gehen. Wenn nicht, kommt mich holen, dann lasse ich sie zur Ader.«

»Wie hat sie es sich zugezogen?«, fragte Ilian.

Der Mann zuckte mit den Schultern. »Vielleicht stach sie ein Getier und übertrug seine Säfte. Oder sie hat etwas Verdorbenes gegessen. Vieles vermag das Gleichgewicht des Leibes durcheinanderzubringen.«

Der Heiler hielt die Hand auf. Ilian gab ihm drei Silberlinge und er verschwand wortlos.

Die nächsten Stunden verbrachte Samandia damit, sich um ihre Schwägerin zu kümmern, in der Hoffnung, noch heute eine Besserung zu beobachten. Shirin half ihr, indem sie die Leinentücher in einem Eimer einweichte. Ilian nutzte den wechselhaften Nachmittag, um doch noch etwas auf dem Feld zu arbeiten.

Da Liara kaum in der Lage war, ein Wort zu wechseln, schweiften Samandias Gedanken unter den eintönigen Bewegungen ab. Sie war herzlos. Sie sorgte sich weniger um Liara und ihr ungeborenes Kind, als vielmehr um ihre eigene Tochter. Welche gesund war. Und sie ging vom Schlimmsten aus. Wenn Liara starb, würden sie und Ilian die Arbeit auf dem Hof kaum noch schaffen. Was würde dann aus Shirin werden? Hoffentlich musste sie nicht in der Stadt betteln, wie viele andere Kinder. So sehr wünschte sich Samandia, dass Horkai hier wäre. Er gäbe ihr Kraft und Zuversicht. Dabei wusste sie nicht, ob er je zurückkehrte. Vielleicht war er längst tot. Verschlungen von raubgierigen Igelmenschen. Natürlich verstand sie seinen Wunsch, die Erkundungsfahrt in den Norden anzutreten. Die letzten drei Jahre hatte er von nichts anderem gesprochen. Doch einen schlechteren Augenblick hätte er sich wahrlich nicht aussuchen können. Andererseits hätte es dafür wohl nie einen richtigen gegeben. Sie schwankte zwischen Wut und Wohlwollen. Hoffentlich ging es ihm gut. Das musste es einfach. Lasst ihn nur am leben, ihr gnädigen Götter!

Zweieinhalb Monate waren vergangen, seit sie Ancoda verlassen hatten. Die Graslandschaft war im Laufe der Wochen zu immer ausgedehnteren Wäldern geworden. Die Reisenden hatten sich an das Leben zu Pferde gewöhnt. Es kam ihnen nicht mehr herausfordernd vor, jeden Abend ein Feuer in der Wildnis zu entfachen und Zelte aufzustellen. Der Proviant wurde gelegentlich mit frischen Beeren oder einem erlegten Tier ergänzt, obwohl ihnen als Stadtbewohnern das Jagdglück eher selten hold war. An jedem Bachlauf oder Weiher, den sie fanden, füllten sie ihre Fässer auf und rasteten. Auch die anfangs von Meister Rual vorgegebene und streng eingehaltene Reitordnung wurde immer seltener eingehalten. Wer sich angeregt unterhielt, ließ sich zurückfallen. Und meist ritten vier oder sechs Soldaten voraus, um das oftmals unwegsame Gelände auszukundschaften und für die Wagen freizuräumen.

Hier draußen herrschte die Wildnis. Das zeigte sich auch bei nächtlichen Begegnungen, wenn plötzlich die Pferde scheuten, weil sich ein Raubtier näherte. Bären und Wölfe mieden Menschengruppen, besonders wenn sie über ein großes Feuer geboten. Doch dem Besuch eines Schwertzahns mussten sie mit viel Lärm, geworfenen Steinen, Ästen und anderem entgegentreten. Ein Ereignis, welches dem ganzen Zug die Nachtruhe verdarb. Bislang war die Reise dennoch ohne größere Zwischenfälle verlaufen. Niemand war krank geworden, sah man von einer Magenunruhe aufgrund des ungewohnten Essens ab. Niemand hatte sich etwas gebrochen oder sich schlimmer verletzt, als ein peitschender Zweig am Wegesrand es auszurichten vermochte.

Längst hatte sich das Klima verändert. Der Anblick von Bäumen, die keine Blätter sondern Nadeln trugen, hatte sie anfangs verzaubert. Heute war dieses Bild nur allzu vertraut. Einige der Bäume waren so hoch, als seien sie einer Sage entwachsen. Vielleicht sogar höher noch als die seltenen Pagodenbäume der Mittellande. Sie besaßen keine ausladende Krone, doch ragten sie dafür pfeilgerade in den Himmel. Als wetteiferten sie darum, wer als Erstes die Wolken berührte. Der Waldboden fühlte sich trockener an und auch der Geruch der Natur selbst war ein anderer. Zu den fremdartigen Bäumen gesellten sich unbekannte Sträucher und exotische Vogelstimmen.

Obwohl sie sich dem Sommer näherten und es in ihrer Heimat warm sein musste, war es hier in Sarasien noch mild. Als sei der Winter gerade erst ausgetrieben. Aufgefallen war

ihnen dieser Umschwung, als sie den Bergpass des Gathon hinter sich gelassen hatten. Nördlich des Großen Walls herrschte ein raueres Klima und die Tage waren lang. Nachts blieb es nur wenige Stunden dunkel. Für die Reisenden war es schwierig, sich daran zu gewöhnen. Jede Nacht schliefen sie einige Stunden im Hellen oder versuchten es zumindest. Der Schlafmangel zehrte an ihren Kräften und sorgte für eine angespannte Stimmung innerhalb der Gruppe. Immer wieder gab es Streit aufgrund von Belanglosigkeiten. Immer häufiger beschwerten sich die Männer über die beschwerliche und eintönige Reise.

Der Zug machte Rast auf einer Lichtung in der Wildnis westlich von Aw'rila. Der Tag näherte sich dem Ende und alle waren dabei, das Lager für die Nacht aufzuschlagen. Pias und Antos versorgten die Pferde, während Mariam, Suru, Meister Rual und die Soldaten die Zelte aufstellten. Horkai hatte ein Feuer in der Mitte der Lichtung entfacht und bereitete einen deftigen Eintopf in einem Kessel zu. Und erst gestern hatten ihnen die Götter wieder Jagdglück beschert. Von dem gerösteten Hirsch war noch genug übrig, das er ihn zum Eintopf reichen konnte.

Eine halbe Stunde später saßen alle um das Feuer herum und aßen.

»Wie weit ist es noch, Meister Rual?«, fragte einer der Soldaten.

Rual wiegte den Kopf nachdenklich hin und her. »Höchstens zwei Wochen. Bisher sind wir sehr gut vorangekommen und wenn uns auch weiterhin kein Sturm oder etwas anderes überrascht, werden wir ohne große Mühen das Gebirge erreichen.«

Einige Männer nickten zustimmend, andere schwiegen teilnahmslos. Plötzlich sackte in Horkais Blickfeld ein Soldat zusammen, der abseits des Lagers Wache hielt. Als er hinter sich sah, lag auch der zweite Wächter am Boden. In ihrer Brust steckten Pfeile. Alles geschah zu schnell, als dass er noch etwas hätte sagen können. Aus den Büschen rund um das Lager sprangen bewaffnete Männer. Eine Räuberbande, fünfzehn Mann stark, mit Bögen, Beilen und Dolchen. Die Reisenden sprangen auf und die Soldaten zogen ihre Schwerter.

»Hier duftet es aber köstlich!«, sagte eine Stimme.

Horkai und Rual wandten sich um und sahen einen kleinen Mann mit langem schwarzen Haar in einfacher Kleidung. Die eine Hand ruhte am Gürtel, die andere umschloss den Griff eines Beils. Rual bedeutete den Soldaten, ruhig zu bleiben.

»Was wollt ihr?«, fragte Horkai.

Der Mann ging vor ihnen auf und ab und zuckte mit den Schultern. »Eigentlich alles, was ihr habt.«

»Wir geben euch alles, aber bitte nehmt die Waffen runter. Es ist nicht nötig, jemanden zu verletzen. Wir sind nur einfache Reisende aus Ancoda«, sagte Rual.

»Aus Ancoda!« Der Anführer strahlte. »Ihr leistet euch eine Reise aus der reichsten Stadt der Welt in den hohen Norden. Ihr müsst sehr viel Geld haben.«

Der Mann blieb vor Mariam stehen und zog ihre Mütze ab. Rote Wellen fielen bis auf ihre Schultern. Das Mädchen kniff die Augen zusammen und zuckte bei jeder Berührung. Er griff ihr grob prüfend in den Schritt und an die Brust. Horkai verspürte den Drang, für sie einzustehen, doch die Angst vor den zahllosen Waffen war zu groß.

»Und die hier nehmen wir auch mit. Ich will sie für mich«, sagte der Anführer.

Antos trat nach vorn und baute sich vor dem halb so großen Mann auf. »Das werdet ihr nicht, Ihr widerwärtiger ...«

Ohne zu zögern spaltete der Mann dem Hünen den Schädel. Antos sank leblos zu Boden. Mit dem Fuß stemmte sich der Anführer gegen dessen Brustkorb, um das Beil aus der Stirn zu ziehen. Einen Moment lang war es totenstill. »Ladet das Mädchen auf und durchsucht alles. Tötet jeden, der sich widersetzt.«

Meister Rual sank vor dem Mann auf die Knie und faltete die Hände. »Bitte lasst sie, sie ...«

Ein Pfeil durchstieß Ruals Auge und trat auf der anderen Seite aus dem Schädel heraus. Der Alte fiel in den Dreck.

»Meister!«, schrie Horkai, ließ sich auf den Boden sinken und schüttelte Rual an den Schultern. »Bitte nicht!«

Noch ehe er dazu kam, Ruals Tod zu begreifen, hörte er hinter sich einen Aufschrei.

»Zum Angriff!«, rief einer der Soldaten.

Ein Kampf entbrannte. Horkai wandte sich von Rual ab und zerrte Suru am Ärmel. »Unter den Wagen!«

Wieder erklang die Stimme des Räuberhauptmanns. »Sie wollen es nicht anders, tötet sie alle!«

Horkai und Suru krochen auf allen vieren vorwärts. Es gelang ihnen, sich unter dem Gespann zu verstecken. Sie sahen zu, wie Mariam in einem schwarzen Sack verschwand. Zwei Männern mit Dolchen erstachen Pias und Remo. Die Soldaten kämpften wacker, doch sie waren in der Unterzahl. Horkai wusste, dass jeder kämpfen musste oder alle sterben würden. Doch er hatte noch nie ein Schwert in der Hand gehalten, geschweige denn, es

gegen einen Mann gerichtet. Es wäre klüger, mit Suru das Weite zu suchen. Er musste an seine Familie denken. Sie brauchten ihn, besonders Shirin. Doch er konnte seine Kammeraden nicht im Stich lassen und einfach verschwinden. Er musste dabei helfen, die Räuber zu besiegen.

Vier Schritt vor sich sah Horkai das Schwert eines gefallenen Soldaten. Er fasste sich ein Herz. »Bleib hier!«, sagte er zu Suru und kroch unter dem Wagen hervor. Er hob die Waffe auf. Sie lag schwer in der Hand, schwerer als er erwartet hätte. Er stach einem Räuber von hinten in die Seite, sodass der Soldat vor ihm ihn niederstrecken konnte. Eine unehrenhafte Art zu kämpfen, allerdings besaß Horkai weder Kampferfahrung noch Geschick im Umgang mit Schwertern. Er stach einen weiteren Räuber nieder, ehe er hinter sich Surus Stimme hörte. Horkai sah zurück und erblickte einen Räuber, der den Knaben unter dem Wagen hervorzog. Er lief herüber und rammte dem Mann das Schwert in die Seite. Dann packte er Surus Arm und zerrte ihn zu den Pferden. »Steig auf und reite wie der Wind, bis du jemanden findest! Halte nicht an. Am besten blickst du gar nicht zurück.«

Als der Knabe saß, schlug Horkai dem Ross kräftig auf das Hinterteil. Das Pferd stürmte los. Suru sah über seine Schulter und ihre Blicke trafen sich. Auf einmal überkamen Horkai stechende Schmerzen. Zwei Pfeile hatten ihn durchbohrt. Er fiel auf die Knie, das Schwert glitt aus seiner Hand. In der Ferne sah er Surus verzerrtes Gesicht hinter einer Biegung verschwinden. Dann griff der Tod nach ihm und schloss seine Augen.